Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 32

Artikel: Von Girgenti (Akragas) nach Syrakus

Autor: A.K.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645653

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zianen, die es eben in der Alpweide dort oben geholt hat. Die Blumen sind bestimmt für Verwandte und Bekannte, die fern von diesen schönen Bergen. Doch könnte auch ich ein Büscheli haben.

Die Kleine ist überzeugt, daß es auf der ganzen Welt nirgends mehr so schön ist, wie hier, und sie glaubt auch, daß sie sehr Heimweh haben würde, wenn sie einmal so recht weit weg von da wäre. Ueberhaubt, das kann sie nicht begreifen, daß es in einem Lied von den Leuten gerade ihrer so lieben Heimat heißen kann: „D'Herzen sind gar nid weich, seh'n mi nid freundlich an, werden nid warm." Das ist denn doch ungerecht.

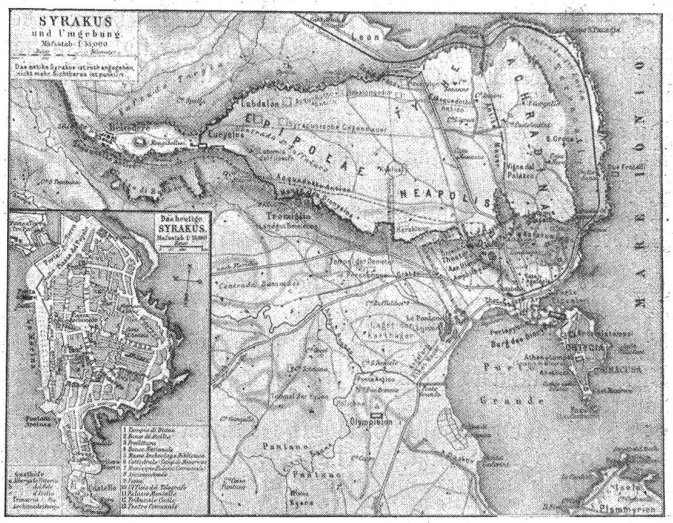
Ihrer Freundin in G. weit von hier in der Ebene will sie auch Enzianen und Maienriesli senden. Das ist nun ganz interessant, daß das Mädchen dort unten eine Freundin hat, und ich frage, ob denn die Freundin mit ihren Eltern von hier fortgezogen sei. O nein, sie hat ihr einfach einen Brief geschrieben, und so sind sie Freundinnen geworden. Drunten in G. sind so liebe Kinder. Alle Winter schicken sie von der Schule aus den Kindern hier Aepfel und Erdäpfel. Dafür schicken die Kinder hier den Kindern in G. im Frühling Alpenblumen, und hin und her begleiten Briefe die Sendungen. In G. ist ein Mädchen, eine Achtkläßlerin, die bekommt einfach keine Freundin. Das Mädchen hat viele Geschwister, und der Vater ist nicht mehr da. Und es ist traurig, weil es keine Freundin hat. Eine Kameradin führt sie auf den Gedanken, meiner neuen, lieben Bekannten einen Brief zu schreiben. Die wird ihr ganz sicher antworten. Eine Freundschaft entwickelt sich durch gegenseitige Briefe. Die Freundinnen haben sich noch nie anders als auf Photographien gesehen. Aber die Freundschaft ist schön und tief; das bezeugt die Stimme und die Art, wie das Mädchen von der Freundin erzählt. Sie hat auch schon daran gedacht, ihr ein Kränzlein zu machen, damit sie es auf ihres Vaters Grab legen könne. Aber die Kränzlein halten eben nicht lange. So schickt sie ihr nur sonst Blumen; die kann sie ja auch auf Vaters Grab tun.

Mittlerweile sind wir bei ihrem Heim angekommen. Es ist ein echtes, helles Oberländerhaus, nur so an den Hang geblasen, hinter einem freundlichen, grünen Gärtchen. Die Treppe vor dem Haus führt auf eine einladende Laube. Dahinter blinken die kleinen Fenster. Beim Brunnen bleiben wir stehen, um weiterplaudern zu können. Aber aus dem Hause tönt der Mutter Stimme: „Ist denn das Rosa noch nicht wieder da?" Und auf der Laube hält der kleine Bruder Otto auch schon Ausschau nach seiner großen Schwester. So pressiert es denn; zu schade. Es wäre wirklich nett gewesen, so fortbummeln und forterzählen zu können. Doch habe ich nun meinen Weg wieder allein zu tun. Und ich tue es, um eine große Ladung noch glücklicher und dankbarer als zuvor. Wie herrlich kommt die Liebe zum Ausdruck! Wie reich ist der Tag! V—i.

Von Girgenti (Akragas) nach Syrakus.

Ausschnitt aus einer Reiseerinnerung von A. K., Bern.

Seit mir gegönnt war, griechischen Boden zu betreten und in Athen*) die Hauptstadt des hellenischen Mutterlandes kennen zu lernen, reizte mich als nächstes Wanderziel nichts so sehr wie Sizilien. Es schien mir, in dem ja noch heut über den griechischen Kolonien Siziliens liegenden Sonnenglanz hellenischen Geistes müsse die Erinnerung an Alt-Hellas neues Leben gewinnen.



Plan von Syrakus. (Klischee Bibliographisches Institut A.-G. Leipzig.)

Inwieweit dies auf der Fahrt von Girgenti (Akragas) nach Syrakus und während meines Aufenthaltes in dieser ehemaligen Weltstadt zutraf, das möchte ich hienach zu schildern versuchen.

Von Girgenti nach Syrakus.

Nach einem Abschied, der mir infolge der köstlichen, dem alten Akragas zu verdankenden Genüsse fast so schwer fiel wie weiland den Lotos-Essern das Verlassen des homerischen Lotophagenlandes, ging die Reise von Girgenti (Agrigento) nach Syrakus. Die Eisenbahn führt uns zuerst nördlich bis zum Knotenpunkt Aragona-Caldare, dann östlich durch wilde bergige Gegend ins Gebiet der Schwefelminen. Da und dort rauchen die Schmelzöfen, an den Bahnhöfen stehen mit Schwefelblöcken beladene Wagen. Wir lassen das einst als Räubernest verrufene Grotte hinter uns. Es folgen in trübseliger Einöde Canicatti mit Abzweigung über Licata nach Syrakus, dann Serradifalco und Caltanisetta, der wichtigste Ort Innersiziliens, Mittelpunkt der Schwefelindustrie. Auf hohem Fels, wie eine Burg erscheint die alte, ziemlich im Mittelpunkt der Insel gelegene und deshalb von den alten Griechen Nabel genannte Sikelerstadt Castrogiovanni, wo Goethe sehr unfreundlich empfangen wurde. „Wir taten ein feierliches Gelübde" — schrieb er — „nie wieder nach einem mythologischen Namen unser Wegeziel zu richten." Es ist das antike, auf fast 1000 Meter Höhe einst vom uralten Tempel der menschenbeglückenden Demeter, der „Mutter Erde" überragte Enna. Ehemals umgeben von Wäldern, Aeckern, immerblühenden bis zum nahen sagenreichen Pergusa-See sich hinziehenden Wiesen, ist es jetzt bis auf wenige Olivenbäumchen und kümmerliche Getreidefelder ziemlich kahl und unfruchtbar. Doch bald nimmt das Land an Fruchtbarkeit zu. Bei dem schön gelegenen Leonforte und bei der einstigen Sikelerstadt Assaro tritt die Bahn ins Tal des Flusses Dittaïno. Da wogen von indianischen Feigenhecken eingefaßte Kornfelder. Je mehr wir uns den Lästrygonischen Feldern, der Piana di Catania nähern, die noch heute wie im Altertum die Kornkammer Siziliens bildet, desto reicher prangt die Gegend in üppiger Fruchtbarkeit. Kurz vor Catania wird das Meer wieder sichtbar, während der Aetna schon bei Sferro sich in seiner ganzen Größe zeigte.

Von Bicocca geht es wiederum durch die reichen Fruchtgefilde der Piana di Catania, dann zum Lago di

*) Ausführlich geschildert ist der Besuch von Athen in dem illustrierten Büchlein des Verfassers: „Athen, Skizzen aus einer Mittelmeerfahrt des Motorschiffes „Monte Rosa" im Frühling 1931" (Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1931).

Lentini, der mit einem Umfang von 15—20 Kilometer das bedeutendste der wenigen stehenden Gewässer Siziliens ist und an dessen Ufern sich einst die griechische Niederlassung Leontinoi, eine jonische (chalkidische) Tochtersiedelung der Naxier erhob. Am jonischen Meer hinfahrend, gelangen wir durch Orangengärten von unglaublicher Fruchtbarkeit zur befestigten, von Kaiser Friedrich II. gegründeten Stadt Augusta, wo wir Salzgärten durchqueren. Es sind dies künstlich angelegte, seichte Teiche, in denen das verdunstende Meerwasser sein Salz zurückläßt. Während das Salz im übrigen Italien Staatsmonopol ist, ist es in Sizilien freier Handelsartikel und kostet hier nur 5 Cts. per Kilo.

Syrakus.

„Da schimmern in Abendrots Strahlen von ferne die Zinnen von Syrakus", hörte ich nach Schiller eine innere Stimme deklamieren, als wir uns gegen Abend dieser Stadt näherten.

Doch nur zu bald sollte diese Stimme in der Wüste verhallen. Zwar schimmert auch heute von den Gestaden des jonischen Meeres bis hinauf in die hybläischen Berge die ganze Landschaft im Abendsonnenstrahl, aber kein Widerschein verkündigt uns „die Zinnen von Syrakus". Sie sind für immer versunken jene Zinnen, die einst das glänzende Wahrzeichen der Pentapolis, der aus fünf Städten mit über einer Million Einwohnern bestehenden Kapitale Großgriechenlands, der größten Stadt des alten Europa waren — versunken bis auf einzelne Säulen, in die Felsen gehauene Höhlen und Stufen.

In Trümmern liegt die berühmte Festung Euryelos mit ihren tief in den Felsen eingemeißelten Gängen und Kasematten; eingestürzt ist die von Dionys herrührende Stadtmauer, die sich um die 4 Stadtteile des Festlandes zog, und einen Umfang von 27 Kilometern hatte. Bis auf wenige Reste haben die Stürme der Zeit alle alten Denkmäler hinweggefegt. Dies gilt auch vom ältesten, durch Mythen besonders geheiligten Stadtteil Ortygia, dessen Platz auf der dreieckigen, gegen das Cap Plemmyrion hin zugespitzten Insel Ortygia das heutige Syrakus einnimmt. Und wo sich einst die glänzenden Stadtteile Achradina, Neapolis, Tycha und Epipolä erhoben, liegt kahl und verödet ein steiniges Hochplateau im Sonnenbrand.

Nur was in den Felsen eingehauen, die Gräber, Sitzreihen von Theatern und die Steinbrüche erinnern da noch an das alte Syrakus. An jene hochentwickelte Stätte des Lebens, worüber sich Cicero in seinen Reden gegen Verres, den raubgierigen Proprätor der Provinz Sizilien, wie folgt aussprach: „Ihr alle werdet oft gehört haben, Syrakus sei die größte griechische Stadt und die schönste Stadt der Welt, so sagt man, und ihr könnt mir's glauben, es ist so."

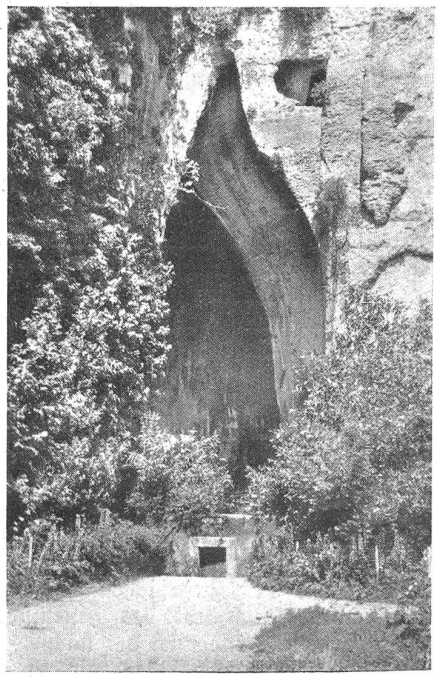
Auf dem ehemaligen Gebiet der Achradina hatte ich nach kurzer Fahrt durch das Santa Luciaquartier in aussichtsreicher Lage und in unmittelbarer Nähe der Sehenswürdigkeiten unter dem gastlichen Dach der Villa Maria gute Unterkunft gefunden.

Achradina.

Achradina war der schönste Stadtteil des alten Syrakus. Als das Auge am Hotelfenster auf die herrliche Landschaft von Syrakus hinausträumte, konnte es im hellen Mondschein die Illusion nicht los werden, den einst von einer starken Mauer umzogenen selbständigen Stadtteil so vor sich zu sehen, wie ihn Cicero schildert. Das Hauptforum, sehr schöne Hallen, ein herrlich geschmücktes Prytaneum, eine sehr geräumige Curia und ein prächtiger Tempel des olympischen Zeus, sowie eine breite durchschneidende Straße mit vielen Querstraßen und Privatgebäude, welche die übrigen Viertel von Achradina einrahmen, erstehen da vor unserm geistigen Auge.

Latomien.

Zu den seltsamsten der von uns in den folgenden Tagen besuchten Sehenswürdigkeiten von Syrakus gehören die wie Oasen in der Wüste auf der Höhe der verwitterten, von zahllosen Straßen, Wagengeleisen, Gräbern, Steinbrüchen, Häuserfundamenten durchfurchten Hochebene liegenden Latomien. Von der großzügigen Bautätigkeit der Syrakusaner gibt nichts eine bessere Vorstellung als diese Steinbrüche, schätzt man doch den Bezug an Gestein aus sämtlichen Latomien auf fünf Millionen Kubikmeter, aus der Latomie del Paradiso und aus derjenigen der Cappuccini allein auf je 850,000 Kubikmeter. Einer der schönsten dieser alten von dem durch Regen und Wind hinabgeschwemmten Erdreich in Gärten umgewandelten Steinbrüche ist die im Südwesten der Achradina, im ehemaligen Stadtteil Neapolis, gelegene Latomia del Paradiso. Wir steigen 20 bis 30 Meter hinab in einen ungeheuern Raum mit spiegelglatten, bald schwarz, bald goldgelb oder rosenrot schimmernden Wänden auf allen Seiten. Da unten genügend Feuchtigkeit vorhanden ist, hat sich hier eine üppige Vegetation entfaltet. Orangen- und Zitronenhaine von seltener Fruchtfülle, Oliven, Mandelbäume, Mispeln, Feigen, feurig flammende Granaten, Myrthen, Cypressen, hochwedelige Palmen, Pinien prangen da, und auch an saftigen Gemüsen ist kein Mangel. Nur schade, daß diese Herrlichkeit, weil Privatbesitz, von hohen Mauern umgeben ist, die nur einen schmalen Weg den Felswänden entlang freilassen. Hoch vom Rand der efeubedeckten Steinwände guckt wie vom blauen Himmelszelt ein altes Klösterlein in diese unterirdischen Gärten hinunter. Die Latomia del Paradiso verläuft an einem Ende in einen engen Kanal, in dem die beiden Seitenwände die Form einer Ohrmuschel bilden und sich oben beinahe berühren. Jedes Wort, das unten in diesem Kanal nur leise geflüstert wird, widerhallt an den Wänden und kommt deutlich verstärkt zurück. Als der Kustode ein paar Worte sang, traf ein Geräusch mein Ohr, das wie von einem vielstimmigen Chor aus dem Hintergrund der Höhle zurückhallte. Wie das Rattern von Maschinengewehrfeuer ertönt das Echo beim Zerknittern von Papier, laut donnert es beim Pochen an eine Tür. Da



Siracusa. Orecchio di Dionisio.

oben über der Höhle jedes leise Wort verstanden wurde, soll nach der Ueberlieferung Dionys I., der mächtigste Herrscher von Syrakus, die Gefangenen unbemerkt belauscht haben. Aus diesem Grunde soll dieser Teil der Latomie im Volksmund das Ohr des Dionys (s. Abb. S. 510) genannt worden sein. In derselben Latomia befindet sich unter überhängenden Felsen die Seiler-Grotte, worin seit vielen Jahrhunderten Seiler ihr Handwerk treiben. Wie Stimmen aus der Unterwelt ertönen dort die monotonen Melodien der rückwärtsschreitenden Seiler. (Forts. folgt.)

Allerlei Redensarten.

Blech reden und blechen.

Wer Blech redet, schwatzt dummes Zeug. Blech ist ein geringwertiges Metall, und man verwendet diesen Ausdruck bewußt im Gegensatz zu „goldenen", das heißt wertvollen Worten.

In der Studentensprache bedeutet Blech Geld und statt bezahlen spricht man von blechen. Dieser studentische Sprachgebrauch stammt aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Offenbar ist er von einer Ersatzbezeichnung für einen alten Groschen oder Plappart abgeleitet worden, für den man schon im 17. Jahrhundert den Ausdruck Blech kannte.

Einem aufs Dach steigen.

Ihren Ursprung hat die Redensart in dem alten Rechtsbrauch, daß man einem Manne, der so schwach war, daß er sich seines Weibes nicht erwehren konnte, im wahrsten Sinne des Wortes aufs Dach stieg, ihm den First einschlug und das Dach von oben bis unten herabriß. Grimm teilt in seinen „Rechtsaltertümern" mit: „Ist ein man so weibisch, daß er sich von seinem eygenen weybe schlagen, schelten und raufen läßt, so soll ihm das dach auf seinem hause abgehoben werden." Diese Strafe soll in Fulda noch bis spät ins 18. Jahrhundert vollzogen worden sein.

Heute ist die Redewendung mehr und mehr abgeblaßt, sodaß sie nicht mehr den Beigeschmack der Vollziehung einer schimpflichen Strafe hat.

Blutjung und blutwenig.

Wenn man die Begriffe blutjung und blutwenig gebraucht, so liegt dann eine Verwechslung der mittelhochdeutschen Sprache zugrunde, und zwar hat das mittelhochdeutsche „blutt" nichts mit dem Blut zu tun, sondern bedeutet soviel wie bloß oder sehr.

Zwei Tiergeschichtchen.

Von Georg Vogt.

Der Fuchs als Hühnerfreund.

Eines Tages brachte unser Dackel ein Füchslein heim. Was anfangen mit dem Tierchen? Weil es niemand töten wollte, mußte es auferzogen werden. Das kleine Geschöpf gab anfänglich beinahe so viel Arbeit wie ein Säugling, entwickelte sich dann aber schnell zu einem allerliebsten kleinen Spitzbuben, der den Platz des Haushündchens einnehmen mußte. Ueber dem Hauseingang wurde ein Draht gespannt. An einem hin- und hergleitenden Ring hing ein Kettchen, an dem das Füchslein wie ein Hündlein angebunden war. Die Knaben der Nachbarschaft bauten ihrem Liebling aus einer Kiste ein gefälliges Häuschen und verbrachten fast täglich einige Zeit bei ihm. Das Tierchen war so zahm, daß sogar die Hühner im Häuschen ein- und ausgingen.

Einmal an einem Morgen war der Fuchs verschwunden. Alles Suchen und Rufen blieb erfolglos. Nach einigen Tagen wurden Draht und Kette weggenommen und auch das Häuschen ohne Boden. Eine gründliche Reinigung wurde vorgenommen. Hühnerfedern kamen zum Vorschein. Je mehr Erde man beseitigte, desto mehr Federn erschienen. Eine Hacke trat in Tätigkeit. Sepp, der Bauer, förderte aus dem lockeren Sand und Kies viele Hühnerfedern ans Tageslicht. „Ja, ja! Füchslein bleibt halt Füchslein!" Es hatte sich also gelegentlich, wohl auf Festtage hin, einen Braten aus den Reihen des zutraulichen Hofgeflügels geholt und nicht der blutgierige Marder, wie Sepp und seine Sippe ohne den geringsten Zweifel glaubten.

Der Franzsepp und der Marder.

Südwestlich von unserem Bauernhaus stand eine uralte, baufällige Strohhütte. Franzsepp bewohnte sie mit Frau, Kindern und seinen steinalten Eltern. Auch Marder waren unter diesem fast bis auf den Boden reichenden Dach daheim. Meine Eltern schimpften hie und da wegen diesen Räubern, die ihnen Eier und Hühner stahlen, worüber sich Franzsepp nie zu beklagen hatte. Die Marder lebten zinsfrei in ihrem Eldorado, zeigten sich als anständige Mitbewohner und vergriffen sich nie am Hausgeflügel. Gleichwohl stellte der Nachbar auf meines Vaters Wunsch hin den Mardern eine Falle. Aber lange, lange ließ sich kein Schlaumeier fangen. Doch eines Tages ging es wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus: „Der Franzsepp hat einen Marder gefangen!" Als wir Kinder zum Nachbar kamen, stand er vor der Türe, hielt einen Sack hoch und rief wie ein Held: „So, jetzt hab' ich ihn, den donners Kerl! Der feine Winterpelz ist mir willkommen!" Dann schlug er das sammetweiche Tierlein im Sack erbarmungslos an das Tennstor. „Ich will dir das Fell schon gerben", und wieder tönte es dumpf bum, bum! Dann aber gab's erstaunte Gesichter und offene 'Mäuler. Der Sack riß und der Marder trabte in rassigem Tempo einem Speicher zu, wo er spurlos verschwand.

Rundschau.

Schritte in Berlin.

Es scheint, daß die Westmächte bald einmal genug haben von den Flügen deutscher Apparate über Oesterreich und den dabei abgeworfenen Flugblättern, die gegen Dollfus hetzen, ebenso von den Rundfunksendungen deutscher Sender, die ganz offensichtlich zur Revolte auffordern.

Demgemäß erfolgt in Berlin der erste Schritt der drei Mächte, mit welchen Hitler den Viererpakt abgeschlossen, und es wird „in freundschaftlichem Geiste" darauf hingewiesen, daß es Abkommen gebe, die ein derartiges Fliegen nicht erlauben, sondern als völkerrechtswidrig brandmarken, ebenso, daß die internationalen Abmachungen über die erlaubten Fernsendungen einfach verbieten, gegen die Regierung eines andern Staates Propaganda zu machen.

Leider wird ein „freundschaftlicher Schritt" kaum Erfolg haben, schon aus dem einfachen Grunde, weil die Regierung in Berlin vor dem eigenen Lande niemals eingestehen kann, daß sie klein und häßlich zu Kreuze kriege; das im neuen Geiste erzogene Volk wünscht seine Herren stark zu sehen; vor Drohungen dürfen sie nicht zurückweichen, noch viel weniger aber vor sanften Vorstellungen.

Auf die Antwort Berlins wird man gar nicht so sehr gespannt sein dürfen; wie alle derartigen „Bagatellen" wird auch der Einspruch der fremden Botschafter, der immerhin den Vorwurf vertragswidriger Handlungen in sich schließt, mit nichtssagenden Gesten zur Seite geschoben werden. Und